Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 68 (1988)
Heft: 1

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

Leiden einer Minderheit

Ein Lesebuch über die Juden in Böhmen und Mähren

Es liegt in der Natur des Menschen, dass, zumal in unserer schnellebigen Zeit, nicht nur die Erinnerung an verübtes Unrecht, sondern auch das Bewusstsein vom Werden des Rechts schwindet. Wir nehmen unsere bestehende Rechtsordnung hin, ohne zu fragen, wie sie entstanden ist. Aber das Recht, auf dessen selbstverständlicher Grundlage wir leben, ist erkämpft worden gegen Verhältnisse, die in der Vergangenheit von den meisten stumpf, jedenfalls als selbstverständlich hingenommen wurden und erst aus gegenwärtigem Rückblick als oft schreiendes Unrecht empfunden werden: auf dem nun gesicherten Grunde des Rechts.

Um dieses gesicherte Recht zu bewahren und auszubauen, bedarf es des Wissens um historische Erfahrung, bedarf es der Erinnerung. Wir dürfen nicht aus dem Schatten der Vergangenheit heraustreten wollen. Wer aus Bequemlichkeit oder um seiner, auch politischen, Geschäfte willen die Schatten seiner menschlichen (und nationalen) Identität leugnet und aufgibt, der wird sich, wie Adalbert von Chamissos Peter Schlemihl, der seinen Schatten für materiellen Gewinn hingab, aus der menschlichen Gesellschaft ausschliessen und der wird, trotz der Prosperität, die er so zu gewinnen glaubt, und wegen der Verantwortungslosigkeit, mit der er sich diese erkauft, der Ächtung durch seine Mitmenschen verfallen.

Diese Erkenntnis aus Chamissos berühmter Erzählung ist eigentlich immer, aber gegenwärtig besonders nachdrücklich in unser Gedächtnis zu rufen, weil, merkwürdiger- und gleichwohl typischerweise, an die Stelle bewussten Sicherinnerns jene dumpfen Vorurteile wieder drängen, aus denen einst die düsteren Schatten der Vergangenheit sich entwickelt haben.

Stets ist der Streit um die Interpretation von Geschichte auch ein ideologischer und ein politischer Streit: Wer dieser Interpretation die Begriffe diktiert, bestimmt so mittelbar auch das kollektive Bewusstsein der Gesellschaft, mit dem Politik betrieben wird. Das dokumentarische authentische Material der Geschichte aber verschwindet mit der Zeit hinter ihren Interpretationen — nicht nur in Orwells Roman *«1984»* werden authentische Dokumente, die der herrschenden Geschichtsinterpretation und ihrer Ideologie widersprechen, verfälscht und vernichtet; auch die Praxis totalitärer Staaten liefert dafür zahlreiche Beispiele. Ihr Verfahren der Geschichts*vernichtung* ist der extremste Fall davon, wie man *«aus den Schatten der Vergangenheit hervortreten»* kann, die unbequem geworden ist.

Die dunkelsten Kapitel der deutschen Geschichte wurden in den Jahren 1933 bis 1945 geschrieben; ihr schwärzestes — einmalig in seiner Verbindung von perverser Phantasie, bru-

talem Zynismus und bürokratisch-systematischer Perfektion — war die Ausrottung des europäischen Judentums: ersonnen, vollzogen, gefördert unter den nicht selten verschämten Augen, oder auch nur hingenommen aus Feigheit — von Deutschen.

Das war mehr als nur ein Rückfall in angeblich «mittelalterliche Zustände»: Es war der ideologisch verbrämte und einzige industriell betriebene Genozid.

Aus den dunklen Schatten, die dieser Völkermord noch weit voraus in unsere Zukunft werfen wird, vermag der deutschen Gesellschaft auch nur 50 Jahre danach keine noch so historistisch relativierende Geschichtsinterpretation herauszuverhelfen, auch wenn der Verschleiss der, aus solcher Tat erwachsenen, Verantwortlichkeit vielen zupass käme, denen Politiker schon wieder nach den für Vorurteile offenen Mündern reden.

Im Gegenteil. Eine der Wahrheit verpflichtete Geschichtswissenschaft hätte über die Erinnerung an diesen Völkermord hinaus weiter- und tiefergehende Ursachenforschung und Tatsachenfeststellung zu betreiben. Denn hinter der unmenschlichen Masslosigkeit dieses Holocaust verschwindet nur zu leicht die erschreckende — später dann vor allem europäische — Geschichte der fast zwei Jahrtausende anhaltenden Verfolgung des jüdischen Volkes.

Gerade auch ihrer gilt es sich heute zu erinnern, um das Recht, auf dessen noch gesichertem Grunde wir heute leben, auch in Zukunft zu bewahren und zu verbessern: Die Fähigkeit zur Bewältigung der unsicherer werdenden Gegenwart und einer ungewissen, aber gefährdeten Zukunft beruht immer auch auf der Fähigkeit zur vorurteilslosen Erinnerung an die Vergangenheit. Denn diese Fähigkeit zur Erinnerung besitzt nur der menschliche Geist — sie erst, und nur sie, sichert die Kontinuität unserer zivilisatorischen und kulturellen Entwicklung, Erfahrung und Verantwortung.

Unsere Erinnerung an die Geschichte wird vor allem verbürgt vom überlieferten Wort: von der Literatur ebenso wie von nichtliterarischen, authentischen Zeugnissen: *«Mit dem vorliegenden Buch soll dem Leser eine Vorstellung vom Leben der Juden in den böhmischen und mährischen Ländern seit der Aufklärung vermittelt werden.»*

So lapidar eröffnet die in der Tschechoslowakei geborene und heute in Nordamerika lebende und lehrende Historikerin Wilma Iggers ihr im Verlag C.H. Beck erschienenes *«historisches Lesebuch» «Die Juden in Böhmen und Mähren»* — ein Buch, das ganz bewusst auf die Erinnerungsarbeit des Lesers angelegt ist: Es entfaltet ein reiches, buntes und vielfach erschütterndes Panorama aus zeitgenössischen Quellen, Lebensberichten und amtlichen Verlautbarungen[1]. Viele dieser Texte — darunter auch Familiengeschichten, Reisebeschreibungen, Testamente und Briefe — sind hier zum ersten Mal veröffentlicht; und gerade die Tatsache, dass die meisten nie für die Veröffentlichung vorgesehen waren, bedingt ihre unmittelbare Anschaulichkeit. Wilma Iggers holt damit eine Vergangenheit ans Licht, die — im Sinne des eingangs Erörterten — von den meisten nur deshalb nicht vergessen werden kann, weil sie ihnen nicht einmal bekannt war — obwohl sich darin beispielhaft, wenngleich historisch verzögert, ein wesentlicher Teil der Geschichte des europäischen Judentums spiegelt.

Um die Erinnerungsarbeit dieses

Buches angemessen zu beschreiben, wäre die Geschichte der Juden in Böhmen und Mähren von der Ausweisung durch Maria Theresia im Dezember 1744 bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts als eine Geschichte der Verfolgung zu erzählen, wenngleich vorübergehend sich mildernd in wechselnder Zeit und durch wachsende Liberalisierung. Dass diese Geschichte in dieser Kürze hier nicht erzählt werden kann, leuchtet ein — aber es sollen Schlaglichter geworfen werden auf ihre wichtigsten Stationen.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts hatten fast sämtliche europäischen Staaten auf die Länderverweisungen der Juden verzichtet — mit Ausnahme des katholischen Habsburgerreichs. 1670 hatte Leopold I. die Juden als «Feinde Christi» aus Wien vertrieben. Und am 22. Dezember 1744 verfügte Maria Theresia, um dem Volk Sündenböcke für Habsburgs militärische Debakel mit Frankreich und Preussen zu liefern, *«An dem letzten Monatstag Januari des bevorstehenden 1745 Jahres solle kein Jude mehr inner derer wo k(öniglich) Prager Städten sich befinden, wo in widrigen dieselben mit militärischer Hand hinausgeschafft werden sollten.»*

Eine zeitgenössische jüdische Chronik, handschriftlich und in hebräischer Sprache, schildert eindrücklich den Pogrom, den diese Verfügung zur Folge hatte: *«Um Mittag rottete sich eine grosse Menge von Husaren, Panduren, preussischen Deserteuren, Schmieden, Steinmetzen, Holzfällern, Bäckern, Wasserträgern und dem ganzen Pöbel der Stadt, Männer und Weiber, jung und alt zusammen; sie waren mit allen möglichen Waffen bewaffnet. Diese alle zogen gegen die Judenstadt. Die zum Schutze der Juden ausgestellten Wachen schlossen sich ihnen sofort an. Sie umstellten die Judenstadt von allen Seiten, erbrachen die Tore und Türen, kein Schloss vermochte ihnen standzuhalten, bald füllten sie die ganze Judenstadt. Sie schossen in die Fenster der Häuser. Die Juden verbargen sich eilends in Kellern und auf Dachböden, in den Schlupfwinkeln war ein solches Gedränge, dass Kinder zu Tode gedrückt wurden und manche in ihrer verzweiflungsvollen Angst von den Dachböden auf die Strasse fielen ... Niemand wurde geschont, Männer und Frauen, Greise und Kinder wurden ermordet, über 300, darunter Kranke und schwangere Frauen, verwundet. Sie quälten und marterten die Juden, um zu erfahren, wo diese ihre Reichtümer und Schätze verborgen hatten. Was nicht niet- und nagelfest war, wurde geraubt, was sie nicht wegschaffen konnten, verdarben sie an Ort und Stelle. So vermengten sie Mehl mit Salz, nur um es ungeniessbar zu machen, liessen Fässer mit Wein, Branntwein und Öl auf die Erde auslaufen. Kostbare Glas- und Porzellangefässe wurden von den Fenstern hinabgeworfen. Den Juden liess man nicht einmal die Kleider am Leibe. Die Bethäuser und Lehrhäuser wurden erbrochen, die silbernen Geräte und alle Kostbarkeiten wurden geraubt, die heiligen Thorarollen wurden zur Erde geworfen und zerrissen. Gebetbücher, Talmude und alle hebräischen Bücher zerfetzt ... Die Plünderung währte die ganze Nacht.»*

Das Leid der Juden wurde durch den überaus harten Winter, in dem sie vertrieben wurden, ins Unermessliche gesteigert. Eine Verfügung war erfüllt worden, die niemandem nutzte: Weil die Juden vor allem im Handel und im Kreditwesen tätig waren, wurden beide empfindlich gestört, und der Staat

selbst verlor einen grossen Teil seiner Einkünfte. Vor allem diese ökonomischen Gründe und der Einfluss internationaler jüdischer Bankiers brachten Maria Theresia im Juni 1748 dazu, die Juden wieder ins Land zu holen; dafür wurden sie denn auch mit erheblichen Steuern belastet. Statt vorher über 10 000 lebten nun nur noch etwa 6000 Juden in Prag.

Der grösste Teil der Juden in Böhmen und Mähren lebte auf dem Land, lebte von der Landwirtschaft oder vom Krämerhandel mit allem und jedem, der sie, meist zu Fuss und schwer bepackt, von Dorf zu Dorf führte. Oskar Donath hat das Leben der böhmischen Dorfjuden beschrieben: *«Es gab Dorfgeher, die Sonntag morgens auszogen und die ganze Woche hindurch, bis zum Anbruch des Sabbats, ihren schweren Sack von Ort zu Ort schleppten ... Das Los dieser Hausierer war nichts weniger als beneidenswert. Abgesehen von den Mühsalen des Weges bei Wind und Wetter, dem Übernachten in einer Scheune oder auf dem Dachboden, hatten die jüdischen Dorfgeher, trotz des im allgemeinen gutmütigen Charakters der Bevölkerung, von der übermütigen Jugend viel zu leiden. Wie oft wurden sie von rohen Gassenbuben beschimpft und mit Steinen beworfen, oder von Erwachsenen verspottet, verhöhnt und behelligt ... Und welchen Schikanen waren (sie) seitens der Gendarmen ausgesetzt! Wehe, wenn so ein Hüter des Gesetzes einem Hausierer ohne Hausierpass begegnete ... Wurde dem Hausierer aus irgendeinem Grunde der Hausierpass abgenommen ..., so bedeutete das die Vernichtung seiner Existenz.»*

Am 2. Januar 1782 gewährte Maria Theresias Sohn Joseph II. im sogenannten *«Toleranzpatent»* den Juden allgemeine Bewegungsfreiheit: Sie konnten sich hinfort frei ansiedeln, Handwerke erlernen, Manufakturen und Fabriken gründen und freie Berufe ausüben — alles mit dem Ziel, sie gerade in Böhmen und Mähren in eine möglichst einheitliche deutsche Gesellschaft einzugliedern; weshalb gleichzeitig verfügt wurde: der Pflichtbesuch öffentlicher Schulen, allgemeiner Militärdienst, die Verwendung der deutschen Sprache in Amtsdokumenten jüdischer Gemeinden, die Einschränkung der inneren jüdischen Autonomie. Freilich wurde das Ghetto von Prag erst 60 Jahre später, im Revolutionsjahr von 1848, aufgelöst. — Das Toleranzpatent Josephs II. setzte eine Entwicklung in Gang, die weitreichende Konsequenzen hatte. Dazu Wilma Iggers: *«Die erzwungene und meist gern befolgte Germanisierung aber wurde für die böhmischen Juden im Laufe des 19. Jahrhunderts in Anbetracht des immer intensiver werdenden tschechischen Nationalismus höchst problematisch. Für die meisten Juden schien die Annahme der deutschen Kultur gleichbedeutend mit Modernisierung und Fortschritt zu sein; gerade diese Verbindung jedoch führte zu einem starken Anstieg des Antisemitismus bei den tschechischen Arbeitern und kleineren Gewerbetreibenden ...»*

Einen anderen Gegensatz — den zwischen den ghettoisierten Stadtjuden Prags und den Landjuden — beschrieb Jakob Kaufmann in seinem Buch *«Der böhmische Dorfjude»* — auch dies ein Gegensatz mit Folgen: weil die existenzbedingten Mentalitätsunterschiede im liberalisierten Klima zunehmend auch die Klassengrenzen markierten: sowohl gegen die wirtschaftliche wie auch gegen die geistige, d.h. zumeist literarische Elite der Prager

Juden. Hoffmann schreibt: *«Man irrt gar sehr, wenn man Juden alles naive und harmlose Element abspricht. Es ist wahr, der Jude des Ghettos ist ... scharf und kantig, und wie Lauge ätzend. Demütiger und kecker Witz gränzen in ihm ganz nahe aneinander, man braucht das nicht erst zu erklären. Da ist der Dorfjude glücklicher dran, der steht der Natur näher und kennt ihren Duft und Lerchenschlag, aber er ist auch plumper und witzloser als sein Bruder im Ghetto. Der Witz ist doch immer nur ein geistiger Stachel, der für Beleidigungen gezogen wird, die man nicht körperlich züchtigen will oder kann. Auch hat der Dorfjude, eben weil er nicht im Ghetto wohnt, nicht nötig witzig zu sein.»*

Die Revolution vom März 1848 in Deutschland griff auch auf die Habsburger Monarchie über — Metternich floh nach England — und damit auch auf Prag und die böhmischen und mährischen Lande. Die Juden waren davon aus mehreren Gründen betroffen: Der Slawenkongress, der im Juni 1848 in Prag stattfand, forderte die nationale Gleichberechtigung von Slawen und Deutschen in der Donaumonarchie, was die nach dem Toleranzedikt von 1782 sich deutsch orientierenden Juden in Gegensatz zu den Tschechen brachte; die wirtschaftliche Not, Ursache der Prager Arbeiterunruhen von 1848, wurde häufig den jüdischen Arbeitgebern angelastet, die seit 1782 Manufakturen und Betriebe aufgebaut hatten — auch daran wird ein Syndrom virulent, das den Antisemitismus bis hin in unsere jüngste Geschichte charakterisiert. Wiederum kam es in Prag zu Plünderungen der Judenstadt, aber auch auf dem Lande wurden gezielt jüdische Unternehmen angegriffen, weil die Börsengeschäfte der Juden zur Erhöhung der Lebensmittelpreise geführt, jüdische Schnapsbrennereien die Kartoffeln verteuert und die Einführung von Maschinen die Arbeiter um ihr Brot gebracht hätten. Unterstützt wurden diese Unruhen durch Hetzschriften und Flugblätter wie dieses aus Prag: *«Und diese Juden, die Wespen der Erde, das ist erst ein Gesindel, fangt sie nur ohne Gnade wie das Wild im Wald. Sobald der Jude die Augen aufmacht, zieht er dem Christen die Haut ab. Wo ein Jude ist, soll ihn das Volk gleich beim Hals packen. Lasst euch nichts gefallen und hängt ihn, hängt ihn nur gleich!»*

Die gewonnene grössere staatliche Freiheit ging einher mit gesellschaftlicher und, gegenüber den Tschechen, nationaler Isolierung. Viele Juden wanderten damals nach Amerika aus. Der jüdische Schriftsteller Leopold Kompert veröffentlichte nach den Prager antisemitischen Exzessen von 1848 diesen Aufruf: *«Weil knechtische Horden und krämerische Heringsseelen den Geist der Freiheit nicht verstanden und verstehen, müssen* wir *es büssen. Da sei Gott dafür, dass wir unser Haupt für jeden Keulenschlag bereit halten, dass unser Auge vor jedem Blitze unserer grossen und kleinen Tyrannen erzittere! Dahin ist es gekommen, dass in der Stunde, die uns die Freiheit ins Land gebracht, kein anderer Wunsch in uns ist, als:* dieser *Freiheit aus dem Wege zu gehen! ... Nach Amerika geht nun unsere Sehnsucht, dahin sollet ihr ziehen! ... Sie wollen es nicht anders und so sei es! Nicht das erste Mal ist es, dass wir ihrem Willen nachgeben. Seit Jahrhunderten ist unsere Geschichte nichts Anderes, als ein stummes Bejahen auf jede uns auferlegte Qual, auf jede Folter und Beschränkung.»*

«Die kurze Zeitspanne von der Mitte

des Jahrhunderts ... bis in die frühen siebziger Jahre (brachte) in der die Juden angehenden Gesetzgebung eine Reihe von Veränderungen und bedeutete für viele den Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Trotzdem konnten Diskriminierung und Verfolgung der Juden jederzeit wieder aufbrechen, sogar härter als ... zuvor. Auf die Lokkerungen in den Verordnungen und Gesetzen folgten Rückschläge, ja oft bedingten sich Fortschritt und Rückschritt wechselseitig.»

Was Wilma Iggers so kommentiert, umreisst eine Gesetzmässigkeit, der die Entwicklung des Judentums in den europäischen Gesellschaften ein weiteres Jahrhundert folgte: auf der einen Seite staatliche Liberalisierung und gesellschaftliche Assimilation der Juden, auf der anderen Seite, als Wechselwirkung dieser, oft auch wirtschaftlich erfolgreichen oder geistig herausragenden jüdischen Anpassung und Integration in die Gesellschaften, Neid, Missgunst, Hass, vor allem zu Zeiten wirtschaftlicher Not.

Gleichwohl hatte die Liberalisierung bei den Juden wesentliche Folgen: Zukunftsoptimismus, Glauben an die Vernunft der Aufklärung zum einen, Entfernung vom jüdischen Glauben zum anderen — und zusammenhängend mit beidem eine Orientierung hin zur deutschen Kultur, die oft bis zum deutschen Patriotismus ging und in Gegensatz zu den Tschechen führte. Das Beispiel eines solchen, von den Ideen des 1848er-Idealismus und -Liberalismus berührten Juden zeichnete Hugo Herrmann am Bilde seines Grossvaters: *«Dem Judentum gegenüber hatte mein Grossvater schon einen sehr objektiven Standpunkt eingenommen. Sein Vater hatte deutsche Briefe noch mit hebräischen Schriftzeichen geschrieben; er selbst schrieb deutsch und gebrauchte nur selten ... jüdische Floskeln. Sein Deutsch war korrekt, gewählt, vor allem wohl an Heine geschult ... Er hatte den Freiheitsrausch von 1848 schon als vierunddreissigjähriger Mann erlebt, der auch die engen Zustände und die kleinliche Bevormundung der ‹Untertanen›, vor allem der Juden, in der Periode Metternichs am eigenen Leib schmerzlich empfunden hatte; er war ein Liberaler durch und durch. Für ihn war demnach Religion etwas Überlebtes; von dem nationalen Inhalt des Judentums wusste er nichts. Sein Haushalt war völlig entjudet, Sabbath und jüdische Feste feierte er nicht. Er verkehrte unbefangen mit den nichtjüdischen Mitbürgern, wenn auch in seiner Zeit die Schranke noch sehr fühlbar war, stärker fühlbar als in der Generation seiner Söhne. Er war so assimiliert, wie ein Jude jener Zeit nur sein konnte. ... Die Dinge der Welt interessierten ihn aufs stärkste; so erzählte mein Vater, er habe im Deutsch-französischen Kriege 1870/71 leidenschaftlich für die Deutschen Partei ergriffen.»*

Andere Juden assimilierten sich den Tschechen — nicht weniger heftig, wenn auch weniger patriotisch. So erinnerte sich Evžen Štern: *«Ich wurde mir des ganzen Unterschieds zwischen der Generation der Väter und der Söhne bewusst. Wir einzelne ... sind mit dem tschechischen Volk nicht verwachsen, sondern aus ihm geboren. Wir sind gleich nur als Tschechen geboren ... Ich erinnere mich, dass ‹mein› einziges Gebet, als ich ein kleiner Schulbub war, nicht mechanisch erlernte und vergessene (hebräische) Gebete waren, sondern ‹Heiliger Wenzel, Herzog des böhmischen Landes, bet' für uns›».*

Trotz der zum Teil entschiedenen Assimilation der Juden an die Tsche-

chen oder an die Deutschen wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Identitätsprobleme der Juden immer virulenter — verstärkt kam der neue Antisemitismus aus zwei Richtungen auf sie zu: Die Tschechen, nach Jahrhunderte währender Abhängigkeit von Habsburg, fühlten sich einer minderen Schicht angehörig und richteten dieses Bewusstsein, das sich mit dem wachsenden tschechischen Nationalismus paarte, auch gegen jenes liberale Judentum, das, vor allem in Prag, während der langen Friedenszeit durch Handel und Industrie sehr wohlhabend geworden war. Zugleich kam aus Österreich die deutsch-völkische Spielart des Antisemitismus nach Böhmen. Dazu Wilma Iggers: *«Am stärksten war diese Einstellung in den Prager Burschenschaften vertreten, deren Mitglieder ... aus dem deutschsprachigen Grenzgebiet kamen. Dort gab es schon seit den achtziger Jahren deutsche Vereine, die Juden ausschlossen und ihnen ebenso feindselig gegenüberstanden wie den Tschechen. So wurde zum Beispiel zum Boykott ihrer Geschäfte aufgerufen und 1897 ... gab es in Eger Hotels und Kaffeehäuser mit Aufschriften, dass Tschechen, Juden und Hunden der Eintritt verboten ist.»*

Das hatte zur Folge, dass sich immer mehr Juden, auch jene, die zu Deutschland neigten, als tschechische Bürger meldeten, somit auch den Anteil der Deutschen reduzierten: 1880 waren 15,5% aller Prager noch Deutsche, um die Jahrhundertwende waren es nur noch 7,5%. Das hatte natürlich auch politische Konsequenzen für die Wahrnehmung deutscher Interessen in Böhmen.

Zwischen den Gesellschaften, *zwischen* den Nationen, *zwischen* den Religionen Judentum und Christentum! — dass in der jüdischen Literatur, speziell in der um die Jahrhundertwende blühenden Prager Literatur, das Identitätsproblem ein zentrales Thema war, ist einleuchtend: Franz Werfel, Max Brod, Franz Kafka, um nur die bekanntesten zu nennen, stammen aus dieser Welt; am allgemeinsten hat Kafka dieses allen gemeinsame Problem, am 25. Februar 1918, in seinem Tagebuch formuliert: *«An dem geringen Positiven, sowie an dem äussersten, zum Positiven umkippenden Negativen habe ich keinen ererbten Anteil. Ich bin nicht von der allerdings schon schwer sinkenden Hand des Christentums ins Leben geführt worden wie Kierkegaard und habe nicht den letzten Zipfel des davonfliegenden jüdischen Gebetsmantels noch gefangen wie die Zionisten. Ich bin Ende oder Anfang.»*

Fern von jeder künstlerischen Sublimation versuchte der Zionsimus um die Jahrhundertwende dem tschechischen und dem deutsch-völkischen Nationalismus den jüdischen Nationalismus entgegenzusetzen — mit Blick auf das jüdische Herkunftsland Palästina; doch wurde die Idee, dort einen jüdischen Staat zu gründen, von den meisten Juden nicht ernst genommen. Wilma Iggers illustriert dies so: *«Wenn etwa jemand fragte: ‹Was ist Zionismus?›, dann war die lapidare Antwort: ‹Zionismus, das ist, wenn ein Jud' einem zweiten zuredet, Geld zu spenden, mit dem man einem dritten die Reise nach Palästina bezahlen kann.›»*

Nur wenige hatten die zionistische Vision — so auch Max Brod, der sich später erinnerte: *«Dagegen sah ich den Mann mit der reinen Denkerstirn, dem flammend-gütigen Auge — und seine Hände schwielig, braun, unnatürlich gross an dem feingegliederten Körper. Erst Student in Russland, jetzt palästi-*

nensischer Landarbeiter. Ihn — den Typus des neuen Juden, der in Palästina nicht nur für sich, nicht nur zugunsten eines Volkstums, sondern für alle Völker *die jüdische Idee konkretisiert.»*

Es musste dem europäischen Judentum erst das Schlimmste geschehen, bevor in Palästina mit Israel der damals erhoffte, ersehnte, erwartete jüdische Staat Wirklichkeit wurde — Wirklichkeit in einer feindlichen und feindseligen Umgebung, deren Probleme für die Juden bereits 1919 von Hans Kohn, einem frühen Prager Zionisten, vorausgesehen wurden: *«... das Judentum hat als einen seiner Grundpfeiler die Gerechtigkeit erkannt ..., jede Bedrükkung oder Verdrängung der Araber wäre somit etwas, womit wir gegen unseren innersten Lebensnerv handelten, unser eigentliches Wesen zerstörten und damit alle unsere Kraft lähmten ... Wir müssen uns nur des nationalen Chauvinismus enthalten, als ob das Land den Juden gehörte.»*

Der Zionismus wollte die Juden aus einer Wirklichkeit herausführen, die auch nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg und dem Untergang der Donaumonarchie und trotz der Gründung der ersten tschechoslowakischen Republik für viele unerträglich war. 1918 erschien in der Prager *«Selbstwehr»* ein Aufruf der jüdischen an ihre tschechischen Mitbürger, in dem es hiess: *«Die Verhältnisse in Prag sind unerträglich geworden. Für uns bleibt die Tatsache bestehen, dass wir vom Hass so eng umkreist sind, dass wir keinen Weg gehen können, ohnen diesem widerlichen Ausdruck nationaler Gehässigkeit zu begegnen. Uns Nationaljuden, die wir vollstes Verständnis für den Emanzipationskampf eines Volkes hegen, erscheint es also ganz eigen, wenn wir sehen, wie neben weitgesteckten nationalen und kulturellen Zielen so niedrige Instinkte Platz finden können ...»*

Für die Tschechen aber war die Tschechoslowakei erstmals *ihr eigenes* Land — Juden galten ihnen nun als Österreicher oder als Deutsche, denen die Jahrhunderte dauernde Unterdrükkung zurückgezahlt wurde. Viele emigrierten. Am 1. Oktober 1939 lebten in Böhmen, Mähren und Schlesien noch 90 000 Juden. Ein halbes Jahr zuvor hatten die deutschen Nationalsozialisten die Tschechoslowakei besetzt und das *«Reichsprotektorat Böhmen und Mähren»* installiert. Am 20. Januar 1942 beschloss in Berlin die berüchtigte Wannsee-Konferenz die Vernichtung des europäischen Judentums. Mitte 1943 lebten von den 90 000 böhmisch-mährischen Juden noch 8805. Den Holocaust der Nazis überlebten in der gesamten Tschechoslowakei etwa 15 000 Juden. Zwei Drittel davon verliessen das Land. 1948 übernahmen die Kommunisten das Land, mit ihnen entstanden neuerlich die abenteuerlichsten antisemitischen Geschichtsklitterungen — das Leiden der Juden, das mit dem Sieg über das nationalsozialistische Deutschland hätte beendet sein können — wenigstens für jene wenigen Juden, die die Vernichtungslager überstanden hatten —, begann erneut; und wer noch das Land verlassen wollte, musste dafür Steuer zahlen. — Gegenwärtig gibt es in der Tschechoslowakei noch fünf jüdische Gemeinden.

Solche Zahlen bedürfen keiner Kommentierung, keiner literarischen oder authentisch dokumentarischen Zeugnisse mehr, um zu bekräftigen, wie notwendig es ist, dass wir uns erinnern, statt dies alles zu vergessen. Denn nur wenn wir *nicht* vergessen, bewah-

ren wir unsere Verantwortung und unsere menschliche Selbstverständlichkeit, unsere Würde.

Heinz Ludwig Arnold

[1] Die Juden in Böhmen und Mähren. Ein historisches Lesebuch. Herausgegeben von Wilma Iggers. Verlag C.H. Beck, München 1986.

Ein Rezensent

Mit Zitaten aus den Schriften von Friedrich Nicolai

I.

Es ist gewiss, dass, wenn in einem Lande der gute Geschmack bis auf den höchsten Gipfel gestiegen ist, so ist die nächste Ursach zu seiner Verschlimmerung der Mangel der Kritik. Ein Schriftsteller, der einen lebhaften Witz, schimmernde Gedanken, ja öfters wohl nur gute Reime und eine fliessende Schreibart hat, ist sehr geneigt, sich für einen grossen Geist zu halten, und zu glauben, dass er das sei, was er billig sein sollte; er überredet sich dahero leicht, dass er es so weit gebracht habe als diejenigen, die seine Muster sind. Ich wundere mich dieserwegen auch gar nicht, dass viele von unsern Kunstrichtern und Schriftstellern mit sich und ihren Brüdern in Apollo so sehr zufrieden sind. Wie nachlässig wird man aber nicht, wann man nicht glaubt, mehrere Staffeln der Vollkommenheit erreichen zu dürfen, und wie wenig ist es zu hoffen, dass man bei dieser Zuversicht sich über das Mittelmässige, worinnen man sich gefällt, erheben werde. Die Kritik ist die einzige Helferin, die, indem sie unsere Unvollkommenheiten aufdeckt, in uns zugleich die Begierde nach höhern Vollkommenheiten anfachen kann.

Über Rezensenten ist schon viel, und wenig Höfliches, gesagt und geschrieben worden. Wer kennt nicht den boshaften Vers von Goethe, der von Hunden spricht? Bis auf den heutigen Tag gefallen sich Schriftsteller darin, ihren Ärger über die Zeitungskritik womöglich noch etwas schärfer zu formulieren und an literarischen Stammtischen vorzuführen, wie effektvoll man sich über diejenigen erheben kann, die über Bücher öffentlich ihre Meinung sagen. Da kommt uns nun, gegen Ende des Jahres 1987, ein Buch in die Hand, dessen Motto lautet: *«Kritik ist überall, zumal in Deutschland, nötig.»* Der Satz stammt von *Friedrich Nicolai,* und die Zitate, mit denen die vorliegenden Betrachtungen gegliedert sind, habe ich eben der Auswahl aus seinen Satiren und Schriften entnommen, die in der *Bibliothek des 18. Jahrhunderts* neu herausgegeben wurden[1]. Darin zu lesen, ist ein Gewinn und eine Lust. Ich empfehle Friedrich Nicolai, nebenbei einer von denen, die von Schiller und Goethe in den *Xenien* arg gebeutelt worden sind, den Lesern von heute. Heine hat von ihm gesagt, noch nie sei in Deutschland ein Mann so grausam, so unerbittlich und zernichtend verspottet worden, obgleich er weder Mühe noch Geld gescheut habe, wo er etwas Gutes zu befördern hoffte. Zwar mag wohl sein, dass er im Alter nicht mehr beweglich und aufmerksam

genug war, die Veränderungen des literarischen Geschmacks zu erkennen und auch da sicher zwischen Qualität und blosser Mode zu unterscheiden. Aber man sollte ihm zugute halten, dass er an seiner Maxime festhielt, Neuerscheinungen gerade dann genau zu betrachten und nach seinem eigenen Urteil gewissenhaft zu kommentieren, wenn sie lange vor ihrer Auslieferung durch gezieltes Vorschusslob berühmt waren. Er nahm ernst, was er las, und er durfte darum hoffen, selber ernstgenommen zu werden.

Max Frisch schreibt im *Tagebuch I,* jeder Schriftsteller sollte sich fragen, ob das, was er schreibe, für andere irgendein Interesse habe. Er sitzt, während er das notiert, an einem Tischchen auf der Piazza von Portofino und blickt auf die Leute, die an ihm vorübergehen, auf den Sportler und Weltmann nebenan zum Beispiel — *«kein Leser, glaube ich»* —, auf die junge Dame in Hosen, die sie nach Art der Fischer aufgekrempelt hat, das ältliche Ehepaar, den Wechsler und Schwarzhändler, die Verliebten, die sich um die Hüften halten, und zweifelnd fügt er hinzu, Bücher läsen sie vermutlich alle nicht. Der Schriftsteller, denkt er, müsse sich wohl den sympathischen, nicht unkritischen, nicht allzu überlegenen, aber auch nicht unterlegenen Partner erfinden, einen Leser eben, der sich freue, dass der Autor an ähnlichen Fragen herumwürge, und der nicht ärgerlich werde, wenn er anderer Ansicht sei, nicht herablassend, wenn er es besser wisse.

Ein solcher Leser, denke ich, ist in der Regel der Rezensent: er liest mit Sympathie, aber nicht unkritisch. Und er ist wohl nicht ein überlegener, aber auch kein unterlegener Partner des Autors.

Nicolai ist ein Mann der Spätaufklärung. Im Bund mit Lessing und Mendelssohn gab er die *Allgemeine Deutsche Bibliothek* heraus. Kritik war ihm ein Mittel zur Verbesserung des Geschmacks, und dabei ging er zwar auch von Empfindungen aus, unterwarf sie jedoch kritischer Prüfung und ruhte nicht, bis er sie verstandesmässig begründen konnte. Den *Werther* parodierte er und schrieb 1775 *Freuden des jungen Werthers,* womit er das in seinen Augen schädliche «Werther-Fieber» bekämpfen wollte. Später kritisierte er Schillers *Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen,* die abstrakt und dunkel und einem grösseren Publikum unverständlich seien. Auch Schillers Lyrik, zum Beispiel das Gedicht *Würde der Frauen,* fand seinen Beifall nicht, weil es abstrakte Begriffe der spekulativen kritischen Philosophie enthalte. Seine Argumentation ist hörenswert und besonnen; aber die Zeitströmung stand gegenan. Man muss ihn in seiner Bedingtheit, auch in seiner vielleicht etwas pedantischen Aufsässigkeit sehen. Ein ernster, gescheiter, witziger und fleissiger Leser war er dennoch, und die *Allgemeine Deutsche Bibliothek* (1765 bis 1792 und dann wieder — als *Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek* — 1793 bis 1806) ist ein Monumentalunternehmen kritischer Aufmerksamkeit, das — von zahlreichen kompetenten Mitarbeitern mitgetragen — nichts geringeres als einen kritischen Überblick über die damalige zeitgenössische Literatur und die «schönen Wissenschaften» in Deutschland bietet. Damit schuf Nicolai eine Grundlage für literarisches Leben in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Dichter und die Philosophen schufen ihre Werke, die aktuelle Rezensionszeitschrift aus Nicolais Verlagsbuchhandlung förderte

die zeitgenössische Rezeption. Literarische Kultur ist eben nicht schon gewährleistet, wenn Gedichte, Dramen und Romane geschrieben und gedruckt werden; es ist dazu unerlässlich, dass in der Öffentlichkeit Gebrauch davon gemacht wird. Nicolais Wirken, auch wo er irrte oder wo ihm mit Gründen widersprochen wurde, bleibt im höchsten Masse verdienstvoll. Die Klassiker waren im Unrecht, diese Leistung in den *Xenien* zu verhöhnen, und die Romantiker, die den alten Mann im sicheren Schutz der Weimarer Grössen verspotteten, gaben das unwürdige Schauspiel einer Hetzjagd auf den zum Abschuss freigegebenen Rezensenten. Er trug es seinerseits mit Gelassenheit und Würde; seinem verdienten Nachruhm jedoch hat es geschadet.

II.

Warum zanken Sie also mit mir darüber, dass ich, für meine Person, dem allgemeinen unbestimmten Geschmack nicht Beifall geben kann? Sollten Sie nicht vielmehr über die grosse Schläfrigkeit derer, die sich deutsche Kunstrichter nennen, unwillig sein, die mit ihren Lobsprüchen, mit ihren Anpreisungen, mit grossen Dichtern und unsterblichen Geistern so freigiebig sind, dass man öfters zweifeln muss, ob ihre allzugrosse Gelindigkeit mehr aus Parteiligkeit, oder aus Unwissen herrühre? Bei einem Kunstrichter, der mehr tadelt als lobet, kann man zwar zweifeln, ob sein Tadel aus Eigensinn, oder aus einer wahren Kenntnis der Eigenschaften des Schönen herrühre. Der Kunstrichter aber, der das geringste Gute allzusehr erhebet, der wahre und falsche, höhere und geringere, vorzügliche und entbehrlichere Schönheiten nicht unterscheidet, muss notwendig den gerechten Verdacht gegen sich erwecken, dass ihm die wahre Güte, der feine Unterschied, und die richtige Bestimmung des Schönen, nicht bekannt sein, und das Gelindeste, was man von ihm sagen kann, ist, dass er sehr unbedachtsam urteile.

Wir können es einem schlechten Schriftsteller noch zu gute halten, dass er schlecht ist, er ist schlecht für seine eigene Rechnung, und er kann nicht mehr tun, als uns eine verdrüssliche halbe Stunde machen, weil wir berechtiget sind, sein Buch wegzulegen, sobald wir wollen; ein Kritikus aber, der uns zuversichtlich sagt, dass dieser schlechte Schriftsteller gut ist, handelt unverantwortlich, dann der Schriftsteller selbst, und ein grosser Teil der Leser, wird es auf sein Wort glauben, dass derselbe wenigstens erträglich ist, und es ist der nächste Weg zu einem verderbten Geschmack, wann man das Mittelmässige für erträglich hält.

Ein literarisches Leben finde längst nicht mehr statt, hierzulande schon gar nicht — so ist erst kürzlich wieder festgestellt oder doch behauptet worden. Kommt drauf an, was man darunter versteht. Offenbar genügt es nicht, mit ausgepichten Promotionsmethoden Bücher auf den Markt zu bringen, Literatur am Bildschirm zu veranschaulichen und ein immer dichteres Netz von Ehrungen und Preisverleihungen zu knüpfen. Akademien haben ihre ordentlichen und korrespondierenden Mitglieder, die miteinander «literarisches Leben» spielen. Man muss es in Anführungszeichen setzen, weil es eine geschlossene Veranstaltung bleibt, was nun freilich im Widerspruch zu dem steht, was der Begriff wohl meint. Bei aller plakativen Präsenz bestehen starke Zweifel, ob die Öffentlichkeit

mit Literatur wirklich umgeht, mit ihr lebt und von ihr Gebrauch macht. Offenbar bestehen Zweifel und Hemmungen schon in der Schule. Es gibt nicht wenig Lehrer, die im Ernst fragen, ob es denn sinnvoll sei und überhaupt gerechtfertigt, eine Gesellschaft von Lesern heranzubilden. Und Schüler wiederum, selbst wenn sie das Privileg haben, ein «Literargymnasium» zu besuchen, machen uns auf Film, Tonband, Video und Bildschirm aufmerksam, die ihrer Ansicht nach das Buch verdrängen. Ausserdem verschlingt Lesen ungeheuer viel Zeit, wenn man es intensiv betreiben will, und Zeit hat man nicht. Weder Lehrern noch Schülern soll hier ein Vorwurf gemacht werden; die Zeiten sind schwierig, vielleicht nicht so sehr für das Buch, aber doch für das literarische Leben, das im Austausch von Informationen und Meinungen, immer auch im engagierten Einsatz für und im Streit gegen Bücher und Tendenzen seinen Ausdruck findet. Gewiss, die Übersicht ist unmöglich geworden. Was Nicolai zusammen mit seinen Beiträgern schon kaum schaffte, wäre heute unmöglich. Immerhin gibt es das *Kritische Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur,* ein bereits auf sechs dickleibige Ordner angewachsenes Werk, das durch regelmässige Nachlieferungen loser Blätter auf dem aktuellen Stand gehalten wird und kritische Gesamtdarstellungen zeitgenössischer Autoren mit Werkverzeichnis und Bibliographie der Sekundärliteratur enthält[2]. Die Nachlieferungen ersetzen überholte Passagen oder erweitern und ergänzen den bereits vorliegenden Text, so dass sich das Lexikon stets erneuert und eine zuverlässige, kritisch wertende Information bereithält. Seine Beiträger sind Rezensenten; heute nennen sie sich lieber Literaturkritiker, Publizisten, sind Redaktoren oder Professoren, Schriftsteller allesamt. Man sollte vielleicht ihre Verdienste um ein literarisches Leben heute nicht allzu gering schätzen, so wenig wie die Verdienste all derer, die sich in Zeitschriften und Zeitungen, am Radio und selbst im Fernsehen mit Gegenwartsliteratur auseinandersetzen. Wenn es in der Regel eher im Einklang mit dem geschieht, was Nicolai den «allgemeinen unbestimmten Geschmack» genannt hat, kleinmütig eher als mutig, konformistisch eher als nonkonformistisch, wäre das ein Symptom der Schwäche. Literarische Fehden, die diesen Namen verdienen, gibt es tatsächlich kaum noch. Oder will man etwa den Lyrikstreit, der in der Wochenzeitung *«Die Zeit»* ausgetragen wurde und in dem es darum ging, ob denn im Gedicht nur Verzweiflung und Melancholie noch zeitgemäss seien, eine entscheidende Fehde nennen? Will man im Ernst die Kontroverse zwischen denen, die Peter Handke und Botho Strauss als Esoteriker belächeln, und denen, die sie als die wesentlichen Dichter feiern, zur literarisch relevanten Auseinandersetzung erklären? Man müsste vielleicht zurückgehen bis zum Zürcher Literaturstreit, den Emil Staiger mit seiner Rede «Literatur und Öffentlichkeit» ausgelöst hat. Aber war das denn wirklich eine Konfrontation, aus der mehr hervorging als Lärm und Rauch? Staiger hat versucht, den Zeitgeist vor das Gericht der Geschichte zu laden. Das ist vermutlich immer ein fragwürdiges Unterfangen. Der Zeitgeist stellte sich nicht, er polterte nur.

Literarisches Leben und literarische Kultur entstehen allein, wenn es gelingt, das Gespräch offen zu halten, ein Gespräch unter Lesern und Auto-

ren, die einander ernst nehmen, einander mit Sympathie begegnen und nicht ärgerlich werden, wenn sich ihre Ansichten nicht decken. Im übrigen sollte man sich an Nicolai halten: *«Kritik ist überall, zumal in Deutschland, nötig.»*

III.

Ich scheine in Ihren Augen strafbar, weil ich keiner Partei folge, weil ich nichts vergöttere, weil ich alles genau untersuche, weil ich gewisse Dinge tadle, die man öffentlich gelobt hat, und weil mich Werke des Geistes rühren, von denen man, nach den öffentlichen Nachrichten, nicht sollte gerühret werden. Sie tadeln mich, dass ich mit vielen deutschen Schriftstellern nicht zufrieden bin; ist dies meine Schuld? Wären diese Herren weniger mit sich zufrieden gewesen, so würden ihre Leser vielleicht mehr mit ihnen zufrieden sein! Was soll ich tun? Soll ich Vollkommenheiten erdichten, wo ich keine sehe?

«Weil ich nichts vergöttere» — in der Wendung drückt sich eine Haltung aus, die für den Umgang mit Kunst und Literatur entscheidend ist. Nichts da von Feierstunden und kultischen Handlungen vor dem Altar eines vorgegebenen und angemassten Schöpfertums! Kritische Partnerschaft soll walten, und Gesprächsbereitschaft wird vorausgesetzt. Mit Überheblichkeit hat das nichts zu tun. Vielmehr wird hier zu Gunsten eines Verhältnisses zwischen Autor und Leser plädiert, wie es zum Beispiel Max Frisch in der erwähnten Stelle im *Tagebuch I* entwirft: Sympathie, kritische Aufmerksamkeit und ungefähre Ebenbürtigkeit. Schon zu Nicolais Zeiten gab es natürlich tonangebende Prominenz, Meinungsmacher, den zur offiziösen Meinung hochgelobten Trend. Unser Rezensent war ja nicht unbedingt dagegen; aber er behielt sich vor, sich ein eigenes Urteil völlig unabhängig davon zu bilden. Ich denke, literarisches Leben sei genau auf Bemühungen dieser Art angewiesen. Nur haben es tonangebende Prominenz, Meinungsmacher und Promotoren bestimmter Werke oder Richtungen in unseren Tagen bei weitem leichter. Sie können auf Apparaturen, auf Verstärkeranlagen, auf Kommunikationssysteme zurückgreifen, von denen sich die Literaten des 18. Jahrhunderts nicht träumen liessen. Was also geschieht? Voreilige Anerkennung und Förderung sind vermutlich häufiger als die voreilige Ablehnung. Die Betonung liegt auf «voreilig». Zu Zeiten der «Gruppe 47» war manchmal der Ruhm schon vor dem Buch da, die Meinung dazu wurde mitgeliefert. Anderseits war, wer da nicht ankam und keine Beachtung fand, möglicherweise wirklich nicht gut. Nur eben etwas rasch und voreilig ging der eine wie der andere Prozess vor sich, die Proklamation sowohl wie die Abschiebung ins Abseits. Nicht immer sind spätere Korrekturen noch möglich, nicht immer wie eben jetzt im Fall des *Günter Grass,* zu dessen 60. Geburtstag eine *zehnbändige Werkausgabe* erschienen ist[3]. Ich erinnere mich noch des Aufruhrs, den *Die Blechtrommel* auslöste, begeisterte Zustimmung und grobe Anwürfe. Tatsächlich war das, was etwas ungenau eine literarische Sensation genannt wurde, ein politisches Ärgernis, ein Schlag gegen die Tabus der Adenauerzeit, eine je nach Standpunkt des Lesers erfrischende oder aber empörende Frechheit in Form einer Geschichte, die ein Giftzwerg namens Oskar Matzerath erzählt.

Skandal und Sensation, Hass und Bewunderung, grobschlächtige Kritik und allerhöchstes Lob kennzeichnen die ausserordentliche Wirkung dieses Buches und erklären seinen Erfolg. Die Werkausgabe wird zweifellos dazu führen, aus Grass noch mehr als nur schon wegen dieses einen Buches ein Denkmal zu machen. Mit Nicolai zu reden: die Gefahr der kunstinnigen «Vergötterung» ist grösser denn je. Ich würde Günter Grass, den Schriftsteller, zwar eher in den kürzeren Texten sehen, in *Katz und Maus* und mehr noch in *Das Treffen in Telgte;* sein graphisches Werk vollends lässt mich fast zweifeln, ob er nicht als bildender Künstler womöglich bedeutender sei denn als Autor umfangreicher Romane. Schon *Die Blechtrommel,* aber auch *Hundejahre, Der Butt* und *Die Rättin* sind meiner Meinung nach wohl Beweise seiner urwüchsigen Sprachkraft, seiner grossen Begabung, Einzelheiten realistisch zu schildern, Erinnerungsbildern Leuchtkraft zu geben, nicht aber unbedingt epische Kontinuität. Mir schien zum Beispiel seinerzeit, *Der Butt* wäre formal besser als eine Art Novellenkranz (nach dem Vorbild des *Decamerone*) zu meistern gewesen, und *Die Rättin* — man weiss es — ist ein honoriges Ausharren beim einmal gewählten Thema, mit wenigen Ausnahmen eine Fleissleistung mehr als ein grosser Roman. Die Werkausgabe ist Anlass zur Überprüfung. Ich nehme die Erstausgaben aus dem Regal, durchgehe die Notizen, die ich dazu gemacht habe, stelle die zehn Bände aufs Brett und bleibe bei dem Band mit den Essays und Reden hängen. Hier, finde ich, äussert sich einer zu Zeitfragen, zum politischen Alltag seines Landes und zu Fragen, die uns alle angehen, der Besonnenheit, Kenntnisse und eine bewundernswerte Formulierungsgabe besitzt. Es handelt sich nicht darum, dass man seine Ansichten stets teilen müsste. Er reizt zum Widerspruch. Aber man wird ihn auch dann, ja dann erst recht ernst nehmen müssen. Kaum einer von den deutschen Schriftstellern der Gegenwart, der in den vergangenen Jahrzehnten sein politisches Engagement glaubte bekunden zu müssen, hat auch nur annähernd die Kompetenz, die hier das Wort ergreift. Günter Grass hat sich für die sozialdemokratische Partei im Wahlkampf engagiert; die Werkausgabe enthält alle seine Wahlreden, die er für Willy Brandt gehalten hat. Es sind Reden, von denen ich annehmen möchte, dass sie in die politische Literatur eingehen werden. Eine — zum Beispiel — ist darunter mit dem Titel *Was ist des Deutschen Vaterland?* Grass hat sie im Bundestagswahlkampf 1965 gehalten, indem er von dem Gedicht von Ernst Moritz Arndt ausging. Er wage zu hoffen, sagt er in der Einleitung, nachdem er das Gedicht vorgetragen hat, dass die Gedächtnisse der Neuwähler nicht mit derlei Strophenreichtum belastet worden seien wie seines. Er habe die Hymne in der Schule auswendig lernen müssen. Die Rede nun, die darauf folgt, ist — über den drohenden Untiefen bundesrepublikanischer Schwülstigkeiten zur Nation und ihrer Geschichte — eine Rettungsboje. Der Band neun mit den *Essays, Reden, Briefen und Kommentaren* (mit «Briefen» sind «Offene Briefe» gemeint!), mit Texten also, die verstreut publiziert waren und allesamt aufs Konkrete, auf politische Gegenwart gerichtet sind, dieser Band neun zeigt Günter Grass als einen Deutschen mit ausgesprochenem Hang zum Pragmatismus, einen Zeitgenossen mit politischem Instinkt. Er unterscheidet sich

rühmlich von jenen Intellektuellen, die zwar die «Macher» attackieren, aber gleichzeitig mit der Ohnmacht des Geistes gegenüber der Geistlosigkeit der Macht posieren und dem «garstigen politischen Geschäft» aus Hochmut fernbleiben.

IV.

So dreist wir auch unsere Meinung von Büchern gesagt haben, so wenig haben wir jemals gesucht die Verfasser persönlich anzugreifen.

Wir reden nur von Schriftstellern als Schriftsteller, niemals von ihrer Person, niemals von ihrer moralischen oder politischen Seite. Wir heissen einen Schriftsteller der schlecht ist, ohne Umstände einen schlechten Schriftsteller, dies ist aber keineswegs eine Personalität, sondern ein Urteil, das jeder Leser von Geschmack auch im stillen fällen würde. — Schmeicheln wollen wir nicht, sondern die Wahrheit sagen, wird diese aber manchem unangenehm, so ist weder die Wahrheit, noch der sie sagt, schuld daran.

Was in diesem Zusammenhang die Wahrheit sei, wäre gar so leicht, wie sich Nicolai das vielleicht gedacht hat, nicht zu beantworten. Aber da es ihm um die Sache, um die Literatur und ihre Qualität, nie aber um Personen ging, sind seine Rezensionen Muster der Gattung. Er konnte freilich nicht verhindern, dass ihm die Schriftsteller, deren Werke er tadelte, Rache schworen. Sie schafften es nicht (es soll sich daran bis heute nichts geändert haben!), zwischen der Person des Rezensenten und dem, was er mit Gründen ausführte, säuberlich zu unterscheiden. Sie wehrten sich, indem sie ihn als Menschen angriffen. Niemand, der in der Auswahl seiner Kritiken heute liest, kann den geringsten Zweifel daran haben, dass seine Motive edel waren, seine Lebensarbeit ein Dienst zum Besten der literarischen Kultur. Man muss bis zu Theodor Fontane gehen, einem Romancier, der ein ganzes Berufsleben der Ausübung literarischer Kritik widmete. Von ihm gibt es Äusserungen, die Nicolaischen Geist atmen, etwa wenn er von den Kritikern sagt, sie seien nicht dazu da, *«öffentliche Billets doux zu schreiben, sondern die Wahrheit zu sagen»*. Er aber fügt hinzu: *«oder doch das, was uns als Wahrheit erscheint. Denn die Anmassung liegt uns fern, uns als eine letzte, unfehlbare Instanz anzusehen, von der aus kein Appell an Höheres denkbar ist»*. Man sollte sich daran erinnern, dass Meinungsfreiheit im 18. Jahrhundert gegen die Willkür und die Macht der Höfe errungen werden musste. Um Meinungsfreiheit geht es auch im literarischen Leben. Wer hier die Macht der Höfe verkörpert, ist umstritten. Ich neige zur Ansicht, es seien nicht die Kritiker.

Anton Krättli

[1] Friedrich Nicolai, Satiren und Schriften zur Literatur. Mit 20 zeitgenössischen Abbildungen, herausgegeben in der Bibliothek des 18. Jahrhunderts von Wolfgang Albrecht. Verlag C.H. Beck, München 1987. — [2] Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold. edition text + kritik, München 1978. — [3] Günter Grass, Werkausgabe in zehn Bänden, herausgegeben von Volker Neuhaus. Hermann Luchterhand Verlag, Darmstadt und Neuwied 1987.

«Jeder Satz ein Menschengesicht»

Schriftsteller, die über ihr Schreiben nachdenken: eine faszinierende Lektüre für alle, denen Lesen mehr bedeutet als die Suche nach Unterhaltung. Eine Lektüre also nur für wenige Leser — oder überhaupt nur für Leute, die selbst leben, um zu schreiben, oder vom Schreiben leben? Die Frage drängt sich auf, wenn man auf Seite 40 dieser von Heinz Piontek bei Piper herausgegebenen Anthologie den lapidaren Satz von Peter Suhrkamp liest: *«Es gibt in Deutschland 700 Leser* (1958)», dem Briefwechsel mit Hermann Hesse entnommen [1].

Aber diesen wenigen Lesern und vor allem jungen Lesern und solchen, die den Drang zu schreiben in sich fühlen, sei diese Anthologie nachdrücklich empfohlen, und zwar vor allem darum, weil sie Zeugnis ablegt für die Kunst des Lesens — mit dem Stift in der Hand, der die Aha-Erlebnisse festhält: denn so ist dieses Buch entstanden, allmählich, im Lauf der Jahre, aus der Lektüre des Tagebuchschreibers Piontek, der seine Lesefrüchte notierte. *«Im allgemeinen sind es die Jungen, die wissen wollen, wie man es angestellt hat. Und sie waren es auch, an die ich in erster Linie dachte, als ich mich mit der Idee beschäftigte, eine solche Anthologie herauszugeben»,* sagt er in seinem aufschlussreichen Vorwort.

Die Liste der Autoren reicht von der Antike bis zur Gegenwart. Goethe ist der am häufigsten zitierte Dichter, dem überdies ein eigenes Kapitel gehört. Seitenblicke auf englische (Boswell, Stephen Spender), amerikanische (Faulkner, William Carlos Williams), französische (allen voran Valéry) bis zu südamerikanischen, polnischen, russischen Autoren fehlen nicht. Auch wissenschaftliche Autoren sind vertreten, Einstein, Freud, Heisenberg, Wittgenstein — ein Zeichen für die ausgedehnten Lektüre-Erfahrungen des Anthologisten Piontek. Piontek möchte, dass wir daraus den Schluss ziehen: die Entwicklung eines Schriftstellers kommt an der Auseinandersetzung mit den Dichtern der Vergangenheit wie auch mit der zeitgenössischen Weltliteratur nicht vorbei.

Heinz Piontek beschreibt im Vorwort seinen eigenen Weg, der den jungen Soldaten bei Kriegsende sogleich an den Schreibtisch zwang — und dass man nicht auf die berühmte «Inspiration» warten darf, wenn man vom Schreiben leben will. *«Bald stellte sich die Erfahrung ein, dass es sich meist lohnte, acht Stunden mit der Füllfeder in Bereitschaft zu sitzen: Einfälle blieben nicht aus, ja, ich durfte sogar mit ihnen rechnen, denn Geduld vermochte sie offenbar zu provozieren.»*

Die Schattenseiten des Metiers werden nicht verschwiegen — ein Kapitel ist ausdrücklich so überschrieben: *«Schattenseiten: Sensibilität, Furcht, Leiden.»* Hat der Normalbürger davon eine Vorstellung? *«Wehleidigkeit gegenüber der Kälte, gegenüber allem. Jetzt halb zehn abends schlägt in der Nebenwohnung jemand einen Nagel in die gemeinsame Wand»* (Kafka).

Schon Goethe klagte über Wagenrasseln und Hundegebell... *«Nur wer verachtet, was er weiss, kann mit Einfällen rechnen.» «Kamele knien ungern hin»* — diese zwei Beispiele gehören zu der «Konterbande» an eigenen Ein-

sichten, die Piontek in den Band «einschmuggelte».

Es geht durchaus nicht in allen Kapiteln tierisch ernst zu — *«Blitzlichter»* heisst ein amüsanter Abschnitt, und das ausdrücklich *«Goethe»* überschriebene Kapitel bringt auch allerlei Aussprüche von Zeitgenossen und Kritikern, die genug Grund zu vergnügtem Schmunzeln geben.

«Der Undank ist immer eine Art Schwäche. Ich habe nie gesehen, dass tüchtige Menschen wären undankbar gewesen» (Goethe).

Dankbarkeit ist also am Platz, dem Herausgeber und dem Verlag, auch wenn das Register der Quellennachweise Wünsche nach genaueren Herkunftsbezeichnungen der Zitate offenlässt. Da muss man eben den ganzen Artemis-Goethe durchlesen, wenn man wissen will, in welchen Zusammenhang ein Goethe-Wort gehört...

Ilva Oehler

[1] Heinz Piontek (Hrsg.) «Jeder Satz ein Menschengesicht», Piper & Co, München 1987.

Hinweise

Märchen der Randvölker Chinas

Übersetzt von Marie-Luise Latsch, Helmut Forster-Latsch und Zhao Zhenquan, die gemeinsam auch die Auswahl zusammengestellt haben, ist unter dem Titel *«Yan Ga und das Drachenmädchen»* eine Sammlung von Geschichten und Märchen erschienen, die zur Überlieferung jener Völker gehören, die heute politisch zwar zu China gehören, ethnologisch jedoch keine Chinesen sind. China heute, das ist ein Vielnationalitätenstaat. Während der Kulturrevolution wurde das glatt abgestritten; heute jedoch werden Sprache, schriftliche Überlieferung, Sitten und Gebräuche der ethnischen Minderheiten wieder mehr geachtet. Etwas vom Reichtum dieser Überlieferung ist in der Sammlung enthalten, die Ruedi Baumann mit Vignetten ausgestattet hat. Da liest man etwa vom Kaiser, der ein Angeber war. Einmal soll er verkündet haben, wer so gut aufzuschneiden wisse, dass er, der Kaiser, sagen werde, er habe gelogen, dem überlasse er die Hälfte seines Reiches. Da kommen denn die Flunkerer in Scharen zum Hof, aber selbst die dicksten Lügen weiss der Kaiser zu übertrumpfen. Nur der Zimmermann, der dem Kaiser auf den Kopf zusagt, er schulde ihm und seinen Kollegen Lohn, weil sie ja den Kaiserpalast gebaut hätten, erhält die Antwort: Du lügst. Da ist es denn heraus. Worauf sich der Kaiser rasch korrigiert und seine Schuld zugibt und auch bezahlt. Dies, zum Beispiel, ist eine Geschichte der Dahuren *(Verlag Im Waldgut, Wald 1986).*

Lars Gustafsson: Essays über Gut und Böse

Unter dem Sammeltitel «Die Bilder an der Mauer der Sonnenstadt» hat Lars Gustafsson in der *Edition Akzente*

(Carl Hanser Verlag, München) Essays herausgegeben, die seit 1985 schon in zwei schwedischen Originalausgaben vorliegen. Die Texte, die zuvor in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind oder als Vorträge konzipiert wurden («Wege der Freiheit bei Luther, Descartes und Sartre» erschienen 1984 erstmals in deutscher Sprache in den «Schweizer Monatsheften»), handeln von Moral, Macht und Recht, von Mensch und Tier, vom «unreifen Neuen». In einem der Aufsätze fasst Gustafsson seinen Standpunkt folgendermassen zusammen: «Die verschiedenen ‹modernen› Fragen führen uns unerbittlich zu den vorsokratischen Fragen nach der Natur des Seins zurück. Sie repräsentieren nicht ein ‹primitiveres› Stadium in der Entwicklung der Philosophie. Sie *sind* die philosophischen Fragen.» Dem Vorwort entnehmen wir ausserdem den Rat des Verfassers, dieses Buch sollte nicht in einem Zug gelesen werden, sondern mit Vernunft verwendet, «etwa wie eine Flasche Åalborg-Aquavit im Kühlschrank». Bei ihm, fügt er bei, halte eine solche Flasche oft ein ganzes Frühjahr.

Byzantinisches Erotikon

Das Buch des Münchner Byzantinisten *Hans-Georg Beck* ist eine solid erarbeitete Studie über Erotik und Sinnlichkeit in der vornehmen Gesellschaft von Byzanz, in der religiöse Unterdrückungsversuche zwar immer belegt sind, obgleich ihnen Erfolg kaum beschert war. Heidnisches Lebensgefühl behauptete sich gegen die strengen Normen der byzantinischen Kirche. Zwischen Sinnenfreude und Askese formuliert sich das Selbstverständnis, insbesondere der Hofgesellschaft und der höheren Gesellschaftskreise, in einem spielerischen Ausgleich einander opponierender Bestrebungen. Die Studie ist klar aufgebaut, beschreibt und definiert zuerst den Konflikt, schildert die frühchristlichen Vorgaben, erklärt, was Orthodoxie in Byzanz bedeutet, und geht dann den Quellen nach, aus denen das gesellschaftliche und erotische Leben im frühen Byzanz erschlossen werden kann. Hans-Georg Beck findet für die Situation des einzelnen Byzantiners den Ausdruck der «vertraulichen Koexistenz» mit zwei Wahrheiten. Über das «Dogma» des Humanismus und das der Orthodoxie habe sich schützend der Mantel des Ritualismus gelegt, der kein Bekenntnis voraussetzte, sondern in seiner Geborgenheit einigte und jederzeit «zweideutig» interpretierbar war *(Verlag C. H. Beck, München 1986).*

«Das unglückliche Bewusstsein»

Der Titel steht über Arbeiten von *Hans Mayer* zur deutschen Literaturgeschichte von Lessing bis Heine. Er geht offenbar auf Hegel zurück, der den Übergang von der Antike zum Christentum, einen Zwischenzustand, damit umschrieb. Hans Mayer übernimmt den Begriff und wendet ihn auf die deutsche Geistesgeschichte in dem Sinne an, als hier auch ein Zwischenzustand zwischen ancien régime und bürgerlicher Gesellschaft zu beobachten ist: Die bürgerliche Gesellschaft bleibt teilweise ohnmächtig und noch ungeboren. Mayer schreibt auf seine Art eine «tragische Literaturgeschichte», nämlich die der deutschen Misere der Ambivalenz, der Unentschiedenheit

zwischen Widerstand und Resignation. In diesem Konzept eines gesellschaftlichen Prozesses (mit seinen Stagnationen) sind die Studien zu Lessing, Wieland, Lenz, Goethe und Schiller, dann natürlich die Erörterung der Reaktionen deutscher Literatur auf die Französische Revolution bis zu Jean Paul und zu Heine angeordnet. Eine anregende, oft auch zum Widerspruch reizende, gut lesbare und äusserst lesenwerte Paraphrase zur Geschichte der deutschen Literatur in historisch bedeutsamen Epochen *(Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1986).*

Des Lebens Dernier Cri

Peter Stephan, unterstützt durch *Joachim Dörr,* hat photographische Streifzüge durch die Friedhöfe von Paris unternommen. Die Ausbeute an Bildern von Grabplastiken, Büsten, kleinen Mausoleen, die Topographie der Totenstädte hat der Autor erwandert. Jetzt legt er ein Lese- und Bilderbuch mit über 200 Photos vor, dessen Bildsprache eher stärker ist als der Text zwischen den Aufnahmen. Friedhofskultur — nicht unbedingt eine erbauliche Sache, aber doch sprechend von Menschen und Schicksalen *(Elster Verlag, Bühl-Moos 1985).*

Der beste aller Ritter

Ein einzelner Nachtrag zur «Renaissance» des Mittelalters: Reinhard Kaiser hat das Buch von *Georges Duby: «Guillaume le Maréchal oder der beste aller Ritter»* ins Deutsche übersetzt und im *Suhrkamp Verlag* erscheinen lassen. Der Held dieser Biographie versah von 1216 bis 1219 das Amt des Regenten im englischen Königreich als Stellvertreter Heinrichs III., der damals erst neun Jahre alt war. Als Quelle aber stand dem Historiker eine zeitgenössische Biographie zur Verfügung, die glücklicherweise in einer Handschrift vollständig erhalten geblieben ist. So spricht denn sozusagen das Mittelalter, das Selbstverständnis des Ritters, sein alltägliches Leben in seiner eigenen Sprache zu uns. Georges Duby, dem wir schon eine Reihe anschaulicher Darstellungen des Lebens im Mittelalter danken, hat über den Ritter und seine Biographie ein Buch geschrieben, das nicht dem grossen Gang der Geschichte, nicht den Haupt- und Staatsaktionen in erster Linie gilt, sondern dem farbigen Detail und dem Anekdotischen.

Frank Wedekind: «Musik»

In der bei *Rowohlt* erscheinenden Reihe der *Programmbücher des Deutschen Schauspielhauses Hamburg* ist neu eines über das «Sittengemälde in vier Bildern» herausgekommen, wie Frank Wedekind seine Szenenfolge um den Gesangspädagogen Reissner, seine Frau Else und seine Schülerin Klara Hühnerwadel im Untertitel nennt. Es ist ein Taschenbuch, das über den Anlass der Aufführung hinaus seinen Wert behält. Denn nicht nur finden sich darin Angaben und Szenenphotos zu dieser Hamburger Inszenierung von Dieter Giesing mit Susanne Lothar, Marlen Diekhoff und Hans-Michael Rehberg in den Hauptrollen. Der Illustrationsteil ist ausserdem durch reiches Bildmaterial zu Wedekinds Leben und Werk ergänzt. Grosse Teile aus den Tagebüchern des Autors

sind abgedruckt, dann der Vortrag von Heinrich Mann, «Erinnerungen an Frank Wedekind», ein Aufsatz über Wedekind und die Zensur von Michael Huthmann und Theodor W. Adornos Ausführungen über den Nachlass des Dichters. Alles in allem eine Wedekind-Monographie aus zahlreichen Mosaiksteinchen *(Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg).*

Pierre Grimals «Vergil» deutsch

Eva Beate Fuhrmann ist die Übersetzerin, *Pierre Grimal* der Verfasser dieses Werks, dessen französisches Original seit seinem Erscheinen 1985 als die bedeutendste Monographie über den Sänger Roms und seiner Zeit gilt. Grimal, Professor für antike Literatur- und Kulturgeschichte an den Universitäten Bordeaux und Paris, hat in jahrzehntelanger Arbeit die Persönlichkeit Vergils aus seinen Dichtungen, aus den Quellen, aus vielen Einzelheiten erspürt. Ihm geht es nicht um kritische Zergliederung, sondern um den Versuch, den Dichter, seine Freunde und Gönner, seine Zeit und die Wesenszüge des augusteischen Zeitalters in einem umfassenden Gemälde zu schildern. Ein klassisches Werk der Biographie-Literatur, jetzt also auch in einer gut lesbaren Übersetzung! *(Artemis Verlag, Zürich und München 1987).*